

In der Feuerkette der Epoche

ÜBER
GERTRUD
KOLMAR

SUHRKAMP VERLAG
JÜDISCHER VERLAG

FRIEDERIKE HEIMANN





FRIEDERIKE HEIMANN

In der Feuerkette der Epoche

Über Gertrud Kolmar

SUHRKAMP VERLAG
JÜDISCHER VERLAG

Erste Auflage 2023

Originalausgabe

© Jüdischer Verlag GmbH, Berlin, 2023

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagfoto: Gertrud Kolmar, 1928, © akg-images

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-633-54318-2

www.suhrkamp.de

INHALT

1	Lindenbaum und Lorelei (2014)	9
2	Von Berlin <i>Westend</i> zu einem Städtchen im Osten (1899-1940)	29
3	Zerstörte Welt (1938-1943)	52
4	Ein Kinderbild um 1900	72
5	Der wandernde Name (1835-1917)	101
6	Seltsam und fremd: <i>Die Aztekin</i> (1918-1920)	137
7	Und in der Mitte <i>der winzige zerbrechliche</i> <i>Menschenkörper</i> . Jahre des Verstummens (1920-1927) .	164
8	Finkenkrug: »Die Frau mit den Tieren« (1923-1938) .	185
9	»Den Kopf einer Teufelin aufgesetzt«: <i>Die Irre</i> (1927)	210
10	Nah und doch fern: »Weibliches Bildnis« aus versunkener Zeit (1928-1932)	242
11	»In diese Unwelt verstoßen«: <i>Die jüdische Mutter</i> (1930 / 31)	269
12	»Nur Nacht hört zu«: Vom <i>Wort der</i> <i>Stummen zur German Sea</i> (1933-1935)	307
13	»Aus dem Dunkel komme ich, eine Frau«. Zwischen-»Welten« (1937-1938)	338
14	Leiser Klang »verschollener Harfe«: Das »Gegenwort« des Hebräischen (1933-1943)	366
15	Eine »bittersüße Liebesgeschichte« in finsterner Zeit (1941-1943)	397
	EPILOG Inmitten von Berlin (2014-2018)	419
	Dank	424
	Anmerkungen	426
	Literatur	452
	Bildnachweis	463

Für Yardená und Rachel

Und wie Feuer umzingeln mich: Zeiten.

Ossip Mandelstam

1 Lindenbaum und Lorelei

Ein Tag im Mai 2014 in Berlin. Wir sind eine Gruppe von vier Personen, die sich in einem Straßencafé auf dem Viktoria-Luise-Platz in Schöneberg für eine kurze Rast niedergelassen hatte. So unterschiedlich die Wege waren, die uns hierhergeführt hatten, in diesem Moment und an diesem Ort hatte uns der gemeinsame Wunsch zusammengebracht, miteinander den Spuren der deutsch-jüdischen Dichterin Gertrud Kolmar zu folgen. Das Wetter war warm, fast schon sommerlich. An den Bäumen und Sträuchern wuchs helles, frisches Grün. Ein Lufthauch fuhr durch die Blätter und brachte sie zum Rauschen. »Man hörte die stille Friedensmusik« – wie Primo Levi dies einmal so treffend nannte –, »als wäre kein Krieg, als wäre der Krieg nie gewesen«.¹

Menschen strömten aus den Straßen, über den Platz, drängten sich auf den Bürgersteigen. Im unablässigen Kommen und Gehen bewegte und drehte sich die große Stadt. Ein »Geruch von Staub und Benzin« hing in der lauen Luft, schrieb die jüdische Dichterin Lea Goldberg einmal über einen solchen Berliner Frühlingstag im Jahr 1932. Viele Menschen gingen wie wir ins Café. Die Tische draußen standen ganz dicht an den Vorübergehenden, und doch verlief hier für uns heute noch genauso wie damals für Lea Goldberg »eine klare, scharfe Grenze«.² Jeder ging für sich allein in seine Einsamkeit. »Diese massive Stadt, über dem Nichts hängend, Stadt des Friedens und der Freiheit über einem klaffenden Abgrund aus Blut –«.³ Ein Satz ebenfalls aus Goldbergs Berlin-Roman aus den Dreißigerjahren. Geschrie-

ben angesichts der von ihr damals erlebten Judenverfolgung, besaß er für unsere kleine Gruppe heute in gewisser Weise noch immer Gültigkeit. Berlin im Jahr 2014, Hauptstadt von Deutschland mit fast vier Millionen Einwohnern, im Zentrum Europas, auf der nördlichen Hälfte der Erdkugel. Von der südlichen Hälfte aus Melbourne / Australien waren Ben und Christine hierhergekommen. Mit ihnen saßen mein Mann und ich nun an jenem Tisch im Straßencafé am Viktoria-Luise-Platz.

Die Namensgebung des mit Blumenrabatten und Lindensäumen bepflanzten Platzes, auf den die umliegenden Straßen sternförmig zulaufen, erinnert nicht nur an die letzte preußische Prinzessin Viktoria Luise, die 1892 als einzige Tochter Wilhelms des Zweiten in Berlin geboren wurde. Sondern zugleich wird mit dieser Reminiszenz an die Kaiserzeit auch der Gedanke an eine historische Konstellation geweckt, die für die Kindheit und Jugend der 1894 geborenen Gertrud Kolmar auf vielerlei Weise prägend war. Das kaiserliche Preußen der deutschen Hauptstadt auf der einen Seite, der jüdisch-polnische Osten ländlicher Kleinstädte auf der anderen Seite, von diesen zwei Polen war das Dasein der Dichterin von Anfang an bestimmt. Ein Spannungsbogen, der sich durch ihr Leben hindurchziehen sollte und der sich auf spezifische Weise gerade auch in der Wahl ihres Dichternamens Kolmar ausdrückt, geht dieser doch auf die deutsche Benennung des polnischen Städtchens Chodzież zurück, aus dessen Umgebung die Chodziesners – wie der Name noch zeigt – ursprünglich stammten. Vor allem drückt sich in dieser Verdeutschung des Namens aber auch ein Versuch des Ankommens und der Integration aus. Etwas, das für die jüdische Dichterin keineswegs eine Selbstverständlichkeit war

und schließlich auf schreckliche Weise scheitern sollte. Die letzten Lebensjahre bis zu ihrer Deportation im März 1943 war sie gezwungen, in einem sogenannten »Judenhaus« ganz in der Nähe dieses Platzes, in der Speyerer Straße 10, zu verbringen. Eine Adresse, die heute nicht mehr existiert. Die Straßenführung ist in der Nachkriegszeit verändert und verlegt worden, und wenn man heute den Ort dieser letzten Bleibe der Dichterin aufsuchen will, muss man sich in die Münchner Str. 18a begeben. Dort hatten wir uns auch mit Ben und seiner Lebensgefährtin Christine getroffen. Denn Gertrud Kolmar war die Schwester von Bens Vater Georg Chodziesner und damit seine Tante.

Auch das Haus selbst, das ein altes Foto noch als einen typischen Berliner Gründerzeitbau zeigt, ist nicht mehr vorhanden. Eine jener überall im Bayerischen Viertel als »Denkmale des Erinnerns« aufgestellten Tafeln weist heute dort, wo es einst stand, darauf hin, dass am 10. 7. 1935 »Wanderungen jüdischer Jugendlicher von mehr als zwanzig Personen« verboten worden waren. An der Stelle des alten Hauses steht jetzt – etwas versteckt hinter einem mit Büschen und Bänken umstandenen Halbrondell – ein grauer Neubau aus den Sechzigerjahren. Das Einzige, was noch an die ehemaligen Bewohner erinnert, sind zwei Stolpersteine aus Messing auf dem Gehweg vor diesem Haus, die diesmal wie frisch geputzt blinkten. Als habe jemand gewusst, dass Ben heute hierherkommen würde. Auf dem einen steht der Name Gertrud Kolmar, geb. Chodziesner, auf dem anderen der ihres Vaters, Ludwig Chodziesner. Ebenfalls angegeben sind das jeweilige Geburtsjahr, der Deportationsort, das Deportationsdatum und das Todesdatum. Bens Großvater Ludwig Chodziesner starb am 13. 2. 1943 in Theresienstadt. Seine Tante Gertrud

wurde im März 1943 nach Auschwitz deportiert und dort ermordet.

Vier Jahre hatte Gertrud Kolmar noch in dem Haus in der Speyerer Straße gelebt. Nach der Reichspogromnacht 1938 war das damalige Familiengrundstück in Berlin-Finkenkrug mit Haus und Garten zwangsversteigert worden. Daraufhin hatte Kolmar zusammen mit ihrem inzwischen siebenund-siebzig Jahre alten Vater im Januar 1939 in die Speyerer Straße umziehen müssen. Alle anderen Familienmitglieder hatten Berlin zu diesem Zeitpunkt bereits verlassen oder bereiteten ihre Flucht vor, so auch Bens Eltern Georg und Thea Chodziesner.

Georg war es jedoch nicht mehr möglich, die Ankunft des Visums für die geplante Emigration nach Chile abzuwarten. Um einer drohenden Verhaftung durch die Gestapo zu entgehen, hatte er im August 1939 überstürzt nach England fliehen müssen. Zwar hatte man gehofft, ihm die Einreisebewilligung für Chile noch nachschicken zu können, doch da sie erst nach Kriegsausbruch in Berlin eintraf, war auch dies unmöglich geworden. Nur wenige Monate nach seiner Ankunft in London, wurden mit der Eröffnung der deutschen Westfront im Frühjahr 1940 alle deutschen Flüchtlinge in Großbritannien zu *alien enemies* deklariert. Auch Georg wurde in das zentrale Internierungslager auf der Isle of Man eingewiesen, wo er abgeschnitten von der Außenwelt unter mehr als entbehrungsreichen Bedingungen mehrere Monate festsaß, bis er schließlich mit einer großen Anzahl weiterer Internierter – darunter jüdische Flüchtlinge, aber auch einige Hundert italienische und deutsche Kriegsgefangene, von denen nicht wenige überzeugte Nazis waren – in die britischen Kolonien nach Übersee verschifft wurde. Ohne die geringste

Ahnung, wohin es überhaupt gehen sollte, wurde Georg am 10. Juli 1940 zusammen mit über 2500 weiteren Männern auf dem britischen Truppentransporter *Dunera* nach Australien gebracht, wo er erst nach vielen Wochen unter katastrophalen Reisebedingungen Ende August 1940 ankam, nur um erneut für zwei weitere Jahre in ein Internierungscamp eingewiesen zu werden. Um sich endlich wieder als ein freier Mann bewegen zu können, trat er im September 1942 schließlich freiwillig der australischen Armee bei und erwarb sich so das endgültige Bleiberecht. Allmählich konnte er nun auf dem neuen Kontinent Fuß fassen, sich dort wieder eine Existenz aufbauen. Bis zu seinem Tod im Jahre 1981 lebte er in Australien.

Bens Mutter Thea gelang die Flucht aus Berlin mit ihrem damals vierjährigen Sohn, der da noch Wolfgang oder Wölfchen genannt wurde, erst nach Kriegsausbruch im Dezember 1939. Nach unablässigen Bemühungen, endlosen Wegen und quälenden Wartezeiten hatte sie endlich die sogenannte *Llamada*, jene für Chile notwendige Einreisegenehmigung, erhalten. Ihren Mann hat sie nicht wiedergesehen. Nur wenige Jahre nach ihrer Ankunft in Concepción in Chile, auf die eine Zeit nicht abreißender Geldsorgen, permanenter Arbeitssuche und wiederholter Umzüge unter ständiger Anspannung und Sorge um ihre zurückgebliebenen Familienangehörigen folgte, starb sie im Sommer 1943 an den Folgen einer Meningitis. Der erst achtjährige Wolfgang war nun ganz auf sich allein gestellt. Einige Monate verbrachte er im Waisenhaus von Concepción. Als er dort schwer an Diphtherie erkrankte, nahm sich schließlich ein mit seiner Mutter befreundetes Paar seiner an und holte ihn zu sich nach Santiago de Chile. Kurz vor Kriegsende, im Alter von nur neuneinhalb Jahren,

wurde er dann ganz allein auf die sechswöchige Schiffsreise nach Australien geschickt, wo er von seinem Vater schon sehnsüchtig erwartet wurde, als er Anfang Mai 1945 dort nach der langen Überfahrt ankam. Nach fast sechs Jahren der Trennung konnte Georg seinen Sohn endlich wieder in die Arme schließen.

Gertrud Kolmar blieb in Berlin. Sie hatte ihren alten, gebrechlichen Vater nicht allein zurücklassen wollen und gemeinsam gelang es ihnen nicht mehr, noch rechtzeitig aus Deutschland herauszukommen. An das Leben im Bayerischen Viertel jedoch hat sie sich nicht mehr gewöhnen können. Man muss nur die heute überall aufgestellten weißen Gedenktafeln in diesen Straßen zur Kenntnis nehmen, auf denen in schwarzer Schrift die fortgesetzten diskriminierenden Maßnahmen gegen Juden in jenen Jahren dokumentiert werden, um sichtbar vor Augen zu haben, warum dies unmöglich sein musste: Juden durften kein öffentliches Amt mehr übernehmen oder öffentlich künstlerisch tätig sein, Jüdinnen wurde die Anerkennung als Hebamme versagt, jüdische Kinder durften keine öffentlichen Schulen mehr besuchen und ab 1942 dann überhaupt keine Schulen mehr, Juden durften nur noch in Ausnahmefällen öffentliche Verkehrsmittel benutzen, Juden durften nur noch gelb markierte Bänke benutzen, Juden mussten ihre Wohnungen mit einem »Judenstern« kennzeichnen, Juden durften keine Zeitungen mehr kaufen, Juden wurde der Erwerb von Zigaretten versagt, und so weiter und so fort. Nicht mehr dürfen, ist versagt, ist untersagt, ist verboten, müssen, zwangsweise ... Die Straßen, und nicht nur sie, wurden fremd. Und das buchstäblich. Nach einer Verordnung vom 25.7.1938 waren alle Straßen im Bayerischen Viertel, die Namen von Juden tru-

gen, umbenannt worden. Auch die nach dem Gründer des Viertels und Architekten des Viktoria-Luise-Platz benannte Haberlandstraße wurde umgeändert in Treuchtlinger und Nördlinger Straße.

Wenige Monate nach ihrem erzwungenen Umzug schreibt Gertrud Kolmar in einem Brief vom 13. / 14. Mai 1939 an ihre jüngste Schwester Hilde Wenzel, die bereits im Frühjahr 1938 Deutschland verlassen hatte und in die Schweiz emigriert war, dass sie sich ja durchaus bemühe ihrer »hiesigen ›landschaftlichen‹ oder vielmehr ›unlandschaftlichen‹ Umgebung Teilnahme zu erweisen«, ihr dies jedoch nicht gelingen wolle:

Nun werden wir bald ein halbes Jahr hier sein, und ich bringe es einfach nicht fertig, zu dieser Gegend in ein Verhältnis – ein erträgliches oder unerträgliches – zu kommen; ich bin hier so fremd wie am ersten Tag.⁴

Fremd fühlt sie sich in dieser Situation der Enteignung, Entrechtung und schließlich endgültiger Ausgrenzung, wie nicht wirklich innerlich anwesend, unfähig einer Teilnahme an einer Welt, die ihr jegliches Recht auf Teilhabe entzogen hat. Der eigenen Familie gegenüber jedoch blieb Gertrud voller Anteilnahme und Fürsorglichkeit bis zuletzt. So schreibt sie am 28. Januar 1940, ungefähr sechs Wochen nach Theas und Wölfchens Abreise, an ihren in England gestrandeten Bruder Georg, dass sie gerade sehr viel an »Thea und den Kleinen« denken müsse: »Ja, fast noch mehr an den Kleinen als an Thea, da er ja in letzter Zeit, während Thea meist unterwegs war, besonders oft in meine Obhut kam.«

Und vielleicht auch um den abwesenden Vater ein wenig zu trösten, erzählt sie ihm von einem gemeinsamen Spiel:

Ich besitze so eine bewegliche, japanische Papierfigur, die Hilde vor Jahren auf dem Weihnachtsmarkt kaufte; sie kann und man kann mit ihr allerlei Kunststücke machen, weshalb Wolfgang sie den ›Grundstücksman‹ nannte – ›Grundstück‹ war ihm bekannter als ›Kunststück‹. Dieser ›Grundstücksman‹ ersetzte uns einen ganzen Sackvoll Spielsachen, wir konnten uns mit ihm ›stundenlang amüsieren‹, und Vati behauptet, daß er noch niemals Wolfgang so lachen gehört hätte wie bei diesem Spiel. Wer mag jetzt mit ihm spielen? Und nun gehe ich jeden Morgen, wenn ich höre, daß es am Briefschlitz klappt, erwartungsvoll zur Tür, in der Hoffnung Nachricht zu finden, bis jetzt umsonst ...⁵

Immer wieder banges Warten auf Post. Oft waren die Briefe wochenlang unterwegs, und man konnte nie sicher sein, ob sie auch wirklich ankamen und welche bedrohlichen Botschaften sie dann enthielten.

An seine Tante und an die Begegnungen mit ihr habe er eigentlich keine wirkliche Erinnerung mehr, behauptete wiederum Ben. Er habe seine Tante Trude vor allem durch die Augen seines Vaters kennengelernt, der manchmal von seiner Schwester gesprochen habe und der nicht nur mit Respekt ihre Dichtungen erwähnte, sondern auch ihre anderen Fähigkeiten hervorhob, die mit ihrer besonderen Sprachbegabung zusammenhingen, wie ihre Tätigkeit als Dolmetscherin im Kriegsgefangenenlager Döberitz während des Ersten Weltkrieges oder später dann als Sprachlehrerin und Übersetzerin. Und wenn überhaupt einmal Erinnerungen an seine ersten Lebensjahre in Berlin erwachten, dann würde er ihnen eher mit Misstrauen begegnen. Er habe inzwischen so viel über all dies gelesen und gehört, dass er nicht mehr genau wisse, was wirkliche Erinnerung sei oder vielleicht nur etwas, das er irgendwo aufgeschnappt habe.

Damit spricht er eine Schwierigkeit des Gedächtnisses an, von der schon sein berühmter Verwandter Walter Benjamin, der ein Cousin Gertrud Kolmars und somit auch von Bens Vater Georg war, in seiner *Berliner Chronik* berichtete: Überall dort, wo er »den frühesten Erinnerungen« nachgegangen war, sei er auf Ungewissheit getroffen und am Ende habe er »selbst Traum und Wirklichkeit« nicht mehr unterscheiden können.⁶ In der Rückschau auf lange Vergangenes können sich Wahrheit und Dichtung mitunter bis zur Unkenntlichkeit vermischen. Schon bald nach ihrer Flucht aus Berlin aber wird Bens Mutter Thea am 21. Dezember 1939 noch vom Schiff nach Chile aus erleichtert an ihre Angehörigen schreiben: »Das Kind ist uneingeschränkt glücklich. Er hat sich in diesen Wochen recht verändert. Diese furchtbare Menschenscheu und Schüchternheit ist verschwunden.«⁷

In der nun fernen deutschen Hauptstadt hatte seine Tante Gertrud an einem Tag im Mai 1939, als »das Wetter nach einer kühlen und regnerischen Zeit einmal ganz schön« war, in ebenjener Speyerer Str. 10, nicht sehr weit entfernt von dem Platz, wo wir jetzt im Freien saßen, den vergeblichen Versuch unternommen, die angenehm milden Temperaturen zu genießen und auf dem Balkon der Wohnung nach langer Zeit endlich einmal wieder ein Buch zur Hand zu nehmen.⁸ Hilde hatte ihr schon vor Wochen den Roman *Der Träumer* von Jean Giono geschickt und Kolmar hatte gehofft, ihrem bedrückenden Alltag für einen Moment frühlingshafter Muße entkommen und jetzt mit dem Lesen dieses Buches beginnen zu können. Doch das war zum Scheitern verurteilt, wie sie ihrer Schwester brieflich mitteilt:

Der Straßenlärm gab mir das Gefühl, trotz der Zwei-Treppen-Höhe mittendrin zu sein, und an die verschiedenen Arten von Autodünsten statt der Frühlingsluft habe ich mich anscheinend noch immer nicht gewöhnt. So entschloß ich mich, statt dessen mich in meine »stille Klausur« zurückzuziehen [...]»⁹

Vom schönen Maientag und einer erholsamen Stunde des Lesens im Freien blieb nichts mehr übrig. Vor dem lauten Treiben und den Abgasen der Stadt, denen sie sich aufgrund ihrer ohnmächtigen Zwangslage ungewollt ausgeliefert sah, konnte sie sich nur erneut ins Innere der ihnen zugewiesenen Wohnung flüchten, die für sie in diesem Moment noch als »stille Klausur« einen Rückzugsort bietet. Doch war auch dies bereits ein Ort, der gefährdet war und der ihr stets mehr abhandenzukommen drohte. Ihre Dünnhäutigkeit nahm zu. »Aber mag sein«, schrieb sie am 13.12.1939, kurz nachdem Thea und Wolfgang Anfang Dezember endlich nach Chile hatten ausreisen können, an ihre Schwester Hilde in der Schweiz, »daß ich in dem einen Berliner Jahr eine empfindlichere Haut bekommen habe, die immer gleich da einen Druck fühlt, wo sie früher ein bloßes flüchtiges Anstreifen verspürt hätte. Das ist auch schon länger so ...«¹⁰

Je mehr Familienmitglieder und Freunde sich auf den Weg in die Emigration begaben, desto einsamer blieb Gertrud zurück. Jetzt, nachdem sich auch ihre Schwägerin mit dem kleinen Wolfgang auf die Reise gemacht hatte, spitzte sich die Unerträglichkeit ihrer Situation noch zu, erfuhr sie umso schärfer ihr eigenes Ausgeliefertsein. Und nicht immer gelang der Dichterin der »Weg nach Innen«, um dem etwas entgegensetzen zu können. Stattdessen verspürt sie besonders nach diesem Abschied den heftigen Wunsch, selbst

ebenfalls fortzugehen. Sie würde am liebsten ihren Mantel anziehen und ihren Hut aufsetzen, erklärt sie Hilde noch in demselben Brief, »und fortwandern, weit, weit fort«. ¹¹ In solchen Momenten steht ihr innerlich das verlassene Finkenkrug als Ort des Verlorenen und zugleich Wiederersehnten vor Augen:

Und ich denke jetzt öfters daran, daß ich, wenn erst einmal Schnee fällt, nach Finkenkrug fahren und dort bei Mondschein, wie ich es früher tat, im Walde herumstapfen könnte; zugleich aber weiß ich schon, daß ich diesen Plan nicht ausführen werde – ¹²

Mehr als die Beschreibung dieses Wunsches gegenüber der Schwester war ihr inzwischen nicht mehr möglich.

Ben hatte seit einigen Jahren damit begonnen, ab und zu wieder nach Deutschland, besonders nach Berlin zu reisen. Er war nicht zum ersten Mal wieder in seiner Geburtsstadt und auch die Stelle dieser letzten Behausung seiner im nationalsozialistischen Berlin gebliebenen Angehörigen hatte er schon mehrfach aufgesucht. Unser jetziger Besuch galt vor allem seinem Wunsch, auch Christine all dies zu zeigen, denn sie war zum ersten Mal mit ihm hier.

Am Viktoria-Luise-Platz stieg eine hohe Wasserfontäne rauschend auf und nieder, Sonnenlicht spielte in den Blättern der am Straßenrand wachsenden Linden. Und mit leiser Stimme begann Ben die ersten zwei Zeilen aus Schuberts »Lindenbaum« zu singen, mit sicherer Intonation in vollkommenem Deutsch. Woraufhin Christine, sozusagen als Replik auf diesen Einfall urdeutscher Romantik, mit englischem Akzent die ersten Verse aus Heinrich Heines Lied von